

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Im alten Reich

Lebensbilder deutscher Städte

Der Süden - neunzehn "Städtebilder"

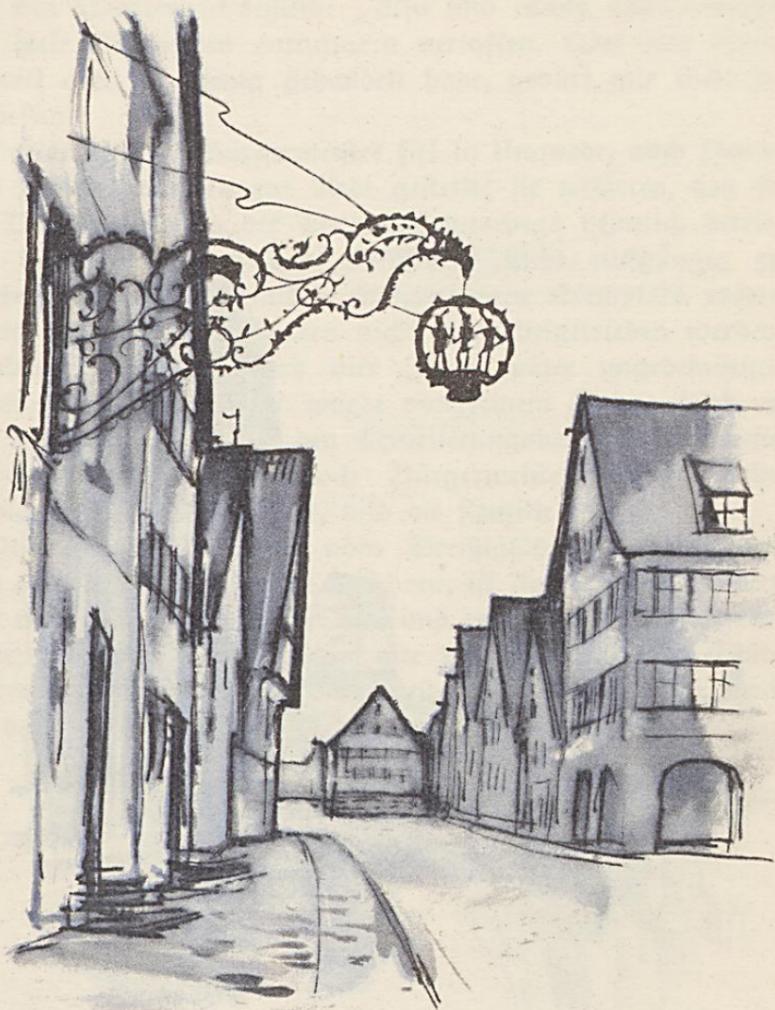
Huch, Ricarda

Bremen, 1927

Dinkelsbühl



Dinkelsbühl
Der Bäuerleinsturm



Dinkelsbühl
Drei Mohrenbild



Dinkelsbühl

Wenn man an einem Sommertage am Rothenburger Weiher sitzt, dicht vor der Mauer, sieht man von draußen her die mit Heu beladenen Wagen der Stadt zu ziehen. Die schwarzen bunten Kinder, die ihnen vorgespannt sind, nickten im Takte des Schreitens mit den ernstesten Häuptern, leise schwankt die duftende Ernte. So nähern sie sich langsam dem Rothenburger Tore, einer nach dem andern, und verschwinden unter dem Torbogen, um die kostbare Last in die geräumigen Scheuern zu verteilen. Dasselbe Bild seit Hunderten von Jahren: draußen brüten in der Sonne weithin die Wiesen, reift das Korn in nährender Glut; aus unerschöpflich reicher Erde ist Dinkelsbühl erwachsen, eine Heimat für Kinder der Natur. Sie bauten, wie Tiere bauen, mit unbewußter Sicherheit ihren Bedürfnissen entsprechend, ein steinernes Nest, das sie vor Feinden schirmte, wo sie ihre Vorräte bargen, wo sie die dunkle gefährliche Nacht und den langen, kalten Winter hindurch gedeckt waren. Jetzt ist die wohl-erhaltene Befestigung nur noch ein Schmuck, aber ein sinnvoller, indem er das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Geborgenheit, des Zuhause-seins erhöht. Bewundernswert ist die Vielgestaltigkeit des Mauerrings, wie er dem sanftbewegten Boden, der unregelmäßigen Gestalt der Stadt sich anpaßt. Bald sind die Türme viereckig, bald rund, bald schlank, bald breit, die Hauben bald spitz, bald sattelförmig. Im Sü-

den folgen sich mehrere fast gleiche Türme in regelmäßigen Intervallen an der leicht abwärtsgleitenden Mauer bis zum Nördlinger Tor: das gibt einen Klang wie die Trompetenstöße eines mutigen Marsches. Dicht am Nördlinger Tor, als ein Bollwerk mit der Mauer verbunden, steht die gewaltige Stadtmühle mit barockem Giebel, auf der anderen Seite tritt ein mit zwei spitzen Türmchen versehener Vorbau ins Wasser. Um die ganze Stadt herum sind große Weiher; auch die stille Oberfläche der Wörnitz ist wie ein dunkler Spiegel. Die Häuser haben das Breite und Fürsorgliche von Bauernhäusern, wo Familie, Vieh und Heu und bequemer Hausrat Platz finden. Durch die kurzweiligen Straßen zu schlendern, die kaum je durch unpassende moderne Gebäude entstellt sind, verursacht ein unbeschreibliches Wohlgefühl. Auch die ärmeren Häuser sind behaglich, nach dem Mittelpunkt hin werden sie stattlicher, geschmückter, als sollten sie auf die Hauptkirche Sankt Georg vorbereiten. Sie ist ein Haus wie die anderen Häuser, nur als Gotteshaus viel größer und höher, riesenmäßig. Als Hallenkirche hat sie ein ungegliedertes Dach, das aussieht, als möchte sie damit die ganze Stadt umfassen. Dies ist das heilige Haus, so verkündet sie allen, wo ihr in der höchsten Not Zuflucht findet, wo ihr alle daheim, wenn auch nicht alle gleichen Rechtes seid. Der mittelalterliche Sinn für ständische Abstufung prägte sich in der Kirche nicht zum wenigsten aus; an Sonn- und Feiertagen saßen die Regierenden in den Chorstühlen zu beiden Seiten des Hochaltars, Bürgermeister und Senatoren in schwarzseidenem, die Rechtskonsulenten in scharlachrotem und der Stadtphysikus im grünen Mantel. Wenn die Predigt begann, gingen sie in die Chorstühle unter der Kanzel hinunter. Das Innere hat die Erhabenheit eines heiligen Hauses, und das Auftragen der Pfeiler und der hohen Fenster in regelmäßigen Abständen berührt wie die großen, einfachen Ideen der Natur, die die Seele heben und tragen, ohne sie aufzuregen. Der Westturm, Wendelstein genannt, dem die Kirche angebaut ist, stammt

aus romanischer Zeit; durch sein schönes Rundbogenportal betraten die Brautpaare die Kirche, und es soll in seiner Nähe früher das Fischbänklein gestanden haben, wo die Brautpaare im Sinn saßen, wie man sagte, weil sie dort die meist aus Zinngeschirr bestehenden Hochzeitsgeschenke in Empfang nahmen. Unweit der Kirche stehen die Häuser der Patrizier, prachtvoll das Stammhaus der später gegraften Familie Drechsel, in fünf Stockwerken aufsteigend, mit Schnitzereien bedeckt, wie man es im Süden selten findet, das der Schwertführer zwischen Adler- und Löwenapotheke, beide jetzt Gasthäuser. Auf dem altertümlichen Kirchhöflein neben der Kirche stand einst eine Kapelle, in der sich zwölf lebensgroße silberne Apostelfiguren befunden haben sollen, die während des Dreißigjährigen Krieges vergraben worden wären. In einem benachbarten Hause soll zuweilen eine weiße Frau erscheinen, die winkt, daß man ihr folge; aber wenn man es tun will, erscheine abwehrend ein graues Männlein, worauf die Frau verschwinde. Man nimmt an, daß sie die Stelle des vergrabenen Schatzes anzeigen will.

Die Dinkelsbühler waren Herren der umliegenden Dörfer, der Wiesen, in die die Stadt gebettet ist, und der fischreichen Weiher, die sie umgeben; daneben verdienten sie als Tuchmacher, Lodenweber und Sichel schmiede Geld. Sie waren nicht sehr reich und in keiner Hinsicht übermäßig, durch Tapferkeit und verständiges Sichvertragen errangen und bewahrten sie aber doch eine ansehnliche Stellung im Reich. Als staufisches Gut fiel Dinkelsbühl nach dem Aussterben dieses Geschlechts an das Reich und erhielt die Reichsfreiheit, in deren eigentlichen Genuß es erst im 14. Jahrhundert kam. Die Grafen von Oettingen nämlich saßen einer großen Spinne gleich im Ries und suchten, die Städte der Gegend als ergiebige Bissen in ihr Netz zu ziehen. Der unendliche Streit begann damit, daß Konrad IV. Dinkelsbühl mit einigen anderen Orten an den Grafen Ludwig von Oettingen verpfändete. Daß die Stadt sich bald aus eigenen Mitteln löste,

erbitterte vermutlich die Grafen; sie beschwerten sich, daß Dinkelsbühl ihnen zugehörige Leibeigene bei sich aufgenommen habe, wozu die Städte herkömmlicherweise das Recht hatten, wenn dieselben ein Jahr lang nicht von ihren Herren zurückgefordert waren. Kaum hatte sich Dinkelsbühl durch Arbeit und kaiserliche Privilegien zur Blüte entfaltet, als Ludwig der Bayer es wiederum den Oettinger Grafen verpfändete, die es bei Karl IV. sogar durchsetzten, daß er ihnen gegen Abtretung des Niedererlsaß Dinkelsbühl und Bopfingen als Erblehen überlassen wollte. Zum Glück war Dinkelsbühl wohlhabend genug, um sich mit siebentausendzweihundert Hellern von der verhassten Pfandschaft für immer loszukaufen. Ernstliche Angriffe auf seine Freiheit unternahmen die Oettinger nun nicht mehr; aber sie suchten Händel, wo sie konnten, indem sie zum Beispiel die Gerichtsbarkeit über Dörfer ansprachen, die den Dinkelsbühlern gehörten. Es ist anzunehmen, daß die Regierung von Dinkelsbühl unter dem Einfluß der Zünfte gut hauszubalten verstand. Im Jahre 1387 war es ohne blutige Zusammenstöße zu einer Einigung zwischen Patriziern und Zünften gekommen in der Weise, daß der Rat zu gleichen Teilen von ihnen besetzt wurde, der große Rat sogar mit Übergewicht der Zünfte. Vielleicht wurde das dadurch erleichtert, daß der alte Adel inzwischen erloschen oder verzogen war und jetzt weniger Patrizier und Gewerbetreibende als Wohlhabende und Arme einander gegenüberstanden. Ein großes Proletariat mag es damals in den kleinen, wohlgeordneten Städten überhaupt nicht gegeben haben.

Daß in einem so auf Arbeit und Bildung gestellten Gemeinwesen die Reformation rasch Eingang fand, ist begreiflich. Viele Söhne wohlhabender Handwerker studierten in Wittenberg und Erfurt, wurden stark von den neuen Ideen, die die Welt bewegten, ergriffen und brachten sie mit nach Hause. Ein Barfüßermönch von Ulm, Conrad Abelius, predigte das Evangelium in der Georgskirche und verheiratete sich, bevor noch Luther das Beispiel gegeben hatte. Der

Bauernkrieg hemmte diese Entwicklung auf eine Weile, da der Rat die Sympathien der Bürgerschaft für die Aufständischen nicht hatte unterdrücken können oder wollen und sogar zugelassen hatte, daß ihnen Geschütze geliehen wurden, für welche Teilnahme nach dem tragischen Ausgang der Bewegung eine hohe Strafe zu zahlen war; aber dieser Schlag wurde verwunden, so daß schon nach wenigen Jahren Dinkelsbühl in voller Einnütigkeit von Rat und Bürgerschaft zu Regensburg der Augsburgischen Konfession beitrug.

Der Umstand, daß das benachbarte Kloster Mönchsrot das Patronat über die Georgskirche hatte, wäre erschwerend gewesen; aber Melchior Röttinger, der Propst, ließ sich bereitfinden, es dem Rat abzutreten, das heißt, es ihm um tausend Goldgulden zu verkaufen. Nun mit dem Besetzungsrecht ausgerüstet, berief der Rat eine für die Sache des Evangeliums begeisterte Persönlichkeit an die Georgskirche, nämlich Bernhard Wurzelmann, der eine bequeme Stellung als Kanoniker am Stift Wimpfen im Tal aufgegeben hatte, um für die neue Lehre zu wirken. Sein Bruder, gleichfalls evangelisch, war Stadtschreiber in Schwäbisch-Hall. Nur ungerne ließen ihn die Herren auf Neipperg bei Heilbronn, die ihn auf Lebenszeit angestellt hatten, ziehen. Durch Wurzelmanns überzeugte und überzeugende Worte wurden viele Dinkelsbühler für Luther gewonnen, so daß, nachdem er eine Zeitlang gepredigt hatte, nur noch ein Drittel der Bevölkerung katholisch war; diese durften ihren Gottesdienst ungestört ausüben.

Auch das Heilige-Geist-Spital nahe beim Rothenburger Tore wurde reformiert. Wie in allen Städten war das Spital ein Liebling der Bürgerschaft und durch Wohltäter reich begabt. Stiftungen verbesserten den Speisezettel der Armen- oder Siechenpfründen, der viel einfacher war als der der Reichen- oder Herrenpfründen. Das Roggenbrot wurde Siechenbrot, das weiße Herren- oder Schönbrod genannt. Man möchte wünschen, daß die Kranken das leichtere Brot bekommen hätten, muß aber bedenken, daß auch heute noch

überall die Ernährung der Nichtzahlenden in den Spitälern grob und oft abstoßend ist. Damals sorgten Wohltäter dafür, daß namentlich an Festtagen die Beköstigung der Armen besser und reichlicher ausfiel, und auch für Badegelegenheit sorgte man durch die sogenannten Seelbäder. Das Spital stand unter der Oberaufsicht des Rats. In dem malerischen Hofe ist auf einer Wand eine abgehauene Hand abgebildet, die auf die Strafe für denjenigen zu deuten scheint, der den Frieden des Spitals bräche.

Durch den Schmalkaldischen Krieg und die Niederlage der Protestanten im Jahre 1546 wurde die für sie so günstige Lage vollständig verändert. Trotzdem der tatkräftige Wurzelmann den Beitritt zum Bunde der protestierenden Fürsten dringend betrieb, entschloß sich der Rat erst im letzten Augenblick dazu, als die Sache so gut wie verloren war. Plötzlich sah sich die Stadt ohne Aussicht auf Hilfe von irgendeiner Seite allein dem zürnenden siegreichen Kaiser gegenüber und ergab sich ihm trotz aller Warnungen Wurzelmanns auf Gnade und Ungnade. Nun änderte der Kaiser wie in den übrigen Reichsstädten die Verfassung im aristokratischen Sinne: die Fünfte wurden aufgehoben, die Ratsämter sollten nicht mehr ehrenamtlich, sondern mit Einkommen verbunden sein. Diese Maßregel war berechnet, die Protestanten zu treffen, die den wohlhabenden Kreisen angehörten. Der Bürgermeister mußte nach der neuen Ordnung katholisch sein, die Georgskirche wurde wieder katholisch, die Karmeliterkirche dem Orden zurückgegeben. Es versteht sich von selbst, daß Wurzelmann die Stadt verlassen mußte. Den Protestanten blieb nur die Spitalkirche, die ihnen aber auch entzogen wurde, als unter dem Schutze des Kaisers der Katholizismus sich ausbreitete und die neue Lehre gänzlich zu unterdrücken suchte.

Diejenigen, die bisher an der Spitze des Gemeinwesens und der Evangelischen gestanden hatten, wurden nun beiseitegesetzt, wenn sie auch ihres Vermögens einstweilen noch nicht beraubt wurden; ihre Intelligenz und ihren Charakter

konnte man ihnen nicht nehmen. Jahrelang war Mathias Kösser Bürgermeister gewesen, neben ihm tat sich ein Gastwirt, Hans Harscher, als Vorkämpfer der neuen Ideen hervor, ein sehr interessierter Mann, der in den theologischen Fragen gut Bescheid wußte, ferner der kanonistisch gebildete Michael Bauer, der Stadtschreiber Dominikus Letscher und der lateinische Schulmeister Nicolaus Marius. Neben diese alternde Generation trat ebenso überzeugt und entschlossen eine neue, unter ihnen Albrecht Kockenbach und Veit Reinhart. Vor anderen sind aber in dieser Zeit erster schwerer Bedrängnis zwei Namen bemerkenswert: die alte patrizische Familie der Berlin, eigentlich Bärlein, und die Drechsel. Die Drechsel errichteten kurz vor dem Kriege das schöne Sachswerkhaus gegenüber der Georgskirche, das jetzt in ein Gasthaus verwandelt ist. Hinter dem Hause stand bis zum Jahre 1906, wo sie abbrannte, eine alte Scheune, in der die ersten Protestanten heimlich ihren Gottesdienst abhielten. Es gab damals fünf Brüder Drechsel: Hans, Melchior, Walter, Georg und Peter, von denen nur der älteste, Hans, katholisch blieb; sein Sohn indessen trat später auch zum Luthertum über. Auch die Familie Berlin war gespalten. Besonders tätig, treu und tapfer kämpfte für seinen Glauben Dr. Walter Drechsel, von dem es heißt, daß ihm die Erhaltung des evangelischen Glaubens in Dinkelsbühl überhaupt zuzuschreiben sei. Er war Jurist und Rat des Pfalzgrafen von Neuburg, der damals noch evangelisch war, und vermöge seiner Beziehungen konnte er die protestantischen Fürsten und die Reichstage für die Dinkelsbühler Protestanten interessieren; in unermüdlich scharfsinniger Arbeit stellte er die Rechtsgründe, die für sie sprachen, zusammen.

Nach dem Passauer Vertrage und dem Augsburger Religionsfrieden galt die Bestimmung, daß, wo bisher in Reichsstädten beide Konfessionen nebeneinander bestanden hätten, dies auch weiterhin so gehalten werden solle. Trotz aller Bemühungen konnten aber die Protestanten, solange Ferdin-

nand II. lebte, ihr gutes Recht nicht erlangen; erst als Maximilian II. zur Regierung kam, der von einem Protestanten, Wolfgang Severus aus Regensburg, erzogen war und unter dem Einfluß eines evangelischen Predigers, Sebastian Pfauser, stand, wurden die Aussichten besser. Den unablässigen Bemühungen Walter Drechfels und Melchior Drechfels, der am Reichskammergericht war, des Dr. Lukas Berlin und Dr. Georg Berlin, gleichfalls dort beschäftigt, glückte es, den Kaiser davon zu überzeugen, daß die Beschwerden der Dinkelsbühler Protestanten gerechtfertigt waren, und die Gleichberechtigung beider Konfessionen wurde wiederhergestellt. Am 5. Januar 1567 hielt der neue evangelische Pfarrer, Johannes Knauer, den ersten evangelischen Gottesdienst in der Spitalkirche, wozu Melchior Drechfel und Lukas Berlin von Speyer herbeireisten. Die Predigt ging über den Text aus den Psalmen: Ich freue mich, daß mir geredet ist, daß wir werden in das Haus des Herrn gehn.

Nach dem Tode Maximilians II. wurde die Lage der Evangelischen wieder schlechter, und unter dem beständigen Druck auf der einen Seite und verlockenden Möglichkeiten auf der anderen verließen manche die aussichtslose Sache; auch von den Drechfel traten mehrere wieder zum katholischen Glauben zurück. Die Zwistigkeiten hörten nicht auf, wie sie im ganzen Reich nicht aufhörten und schließlich zum offenen Ausbruch des Krieges führten, der Deutschland dreißig Jahre lang verheerte. Während desselben wurde Dinkelsbühl abwechselnd von beiden kriegführenden Parteien besetzt und ausgesogen; nach dem Siege der Katholiken bei Nördlingen wurde den Evangelischen die ganze Last der Kriegsschulden aufgebürdet, so daß viele von den einst so wohlhabenden Familien verarmten. Noch immer aber gab es tapfere Streiter in Dinkelsbühl, die es dahin brachten, daß auf dem Friedenscongreß in Münster die Gleichberechtigung beider Konfessionen durchgesetzt wurde; unter ihnen ist besonders hervorzuheben der Zuffschmied und Kirchenpfleger Johann Melchior

Wildeisen. An der Spitze der Katholiken stand die Familie Schad, die sich dauernd in ersten Stellungen erhielt.

Im engen, ummauerten Hause war es nicht leicht, den Frieden zwischen den Konfessionen zu erhalten, und es waren während des 17. und 18. Jahrhunderts dauernd kaiserliche Kommissionen in Tätigkeit, um die entstandenen Mißhelligkeiten zu ordnen. Die seit siebenzig Jahren gespaltene Webersunft überwand im Jahre 1804 die wohlwollende Beredsamkeit des Stadt- und Polizeidirektors Fischer; er lud beide Parteien auf das Rathaus und setzte ihnen so lange zu, bis sie sich versöhnten. An einem festgesetzten Tage verließen die evangelischen Meister ihre Herberge zum Raben und zogen in die Rose zu den katholischen. Symbolischerweise waren die beiden Handwerkspokale vom Zinngießer Luther in einen gemeinschaftlichen umgeschmolzen worden.

Damals war Dinkelsbühl zu einem armseligen Städtchen herabgesunken. Infolge der veränderten Tracht und Lebensweise waren Tuchmacherei und Lodenweberei zurückgegangen, den Sichel- und Sensenschmieden war anderswo Konkurrenz erwachsen. Die Beschränktheit der Lebensverhältnisse war Ursache, daß Dinkelsbühl sein altes Aussehen behielt; denn die Städte, die sich auf das moderne Leben einstellten und den Modernisierungen folgten, pflegten ihr altes Schönheitsgut abzutun, um dem modernen Geschmack Raum zu geben, oder sie erweiterten sich und legten neue Straßen an zu einer Zeit, wo heillos darauflos gebaut wurde. So ist es gekommen, daß die abseits vergessene kleine Reichsstadt unentstellt aus dem Dunkel in eine zweite Blüte getreten ist. Wer sie umwandelt, denkt nicht, daß da drinnen einst scharf gehaßt und gekämpft wurde. Unter den lockeren Wölbungen der alten Bäume, unter den steilen Giebeln, den braunroten Dächern waltet in langen Atemzügen der Friede, der die Denkmäler ausgelebten Lebens umgibt. Ist Dinkelsbühl auch eine lebende und gedeihende Stadt, so bewahrt seine Gestalt doch das Vergangene und taucht dadurch in die Region der Ewigkeit.



